

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Dresden, Freitag den 2. September 1904.

15. Jahrg.

Nr. 204.

Der neueste Kolonialskandal.

Der Fall Groeneveld — Kossal wächst in die Breite. Seit einer neuen Veröffentlichung vermehrt die koloniale Zeitschrift den ungeheuren Vertuschungsversuch der Nordd. Allg. Ztg. und bringt zugleich neues Anklagematerial. Das System bei, das von der deutschen Militärverwaltung in der südafrikanischen Südwesafrika verhängt worden ist. Bekanntlich hatte die Nordd. Allg. Ztg. behauptet, Herr Groeneveld habe der Presse von den Schandthaten Kossals an dem Stempel gemacht, bevor er sich an die zuständigen Behörden wandte. Es wird nun in der kolonialen Zeitschrift der Fall erzählt, daß die zuständige Behörde eben jener Schänder selber gewesen ist, der in Vertretung des Herrn Leutnants Stempel Diktator war, daß aber v. Stempel alsbald eine Kopie des von Groeneveld an die Zeitungen abgeforderten Briefes erhalten habe. Sofort verhängte v. Stempel den Postot Groenevelts Geschick zur Strafe dafür, daß er sich unter dem Vorwand, über den Vorfall nach Deutschland zu berichten!

Herr Dreyer schildert alsdann eingehend, wie die koloniale Militärverwaltung in Berlin wiederholt angeordnet habe, daß der Fall gegen Groeneveld aufzuheben sei, wie aber die Besorgnisse der Kolonialverwaltung von den Behörden in Südwesafrika nicht wieder in den Wind geschlagen worden seien. Als dem v. Stempel durch den Major v. Grotz beholfen worden sei, das den von Lotterien und anderen gegen Groeneveld abzuwickeln, jedoch v. Stempel seinen Mannschaften, sich jedesmal bei ihm zu melden, wenn sie bei Groeneveld Einkäufe zu machen hätten. Auf diese Weise sorgte der Leutnant dafür, daß der Fall nicht nur nicht aufzuheben, sondern noch weiter zu verwickeln. Ueber die einschlägigen Zustände in dem Gefängnis werden nach dem Bericht eines Ansehlers jetzt in Anknüpfung folgende Angaben gemacht:

In Bethanien liegt ein der drei größeren Gefängnisse. Es ist ein einschränkendes Gefängnis, das die drei größten der dortigen Gefängnisse umfaßt, also 21. Erbaut ist man sich bei der Anlage nach der Zahl der Todesfälle im Gefängnis, wird das als unehrenhafte Handlung betrachtet. Der Leutnant ist natürlich erst recht keine Ausnahme. Seit drei Jahren wird für die verurteilten Gefangenen ein bestimmtes Ziel gesetzt. Die Steinbrüche um die Gräber sind in einer Sprache im Kapdialekt, und beweisen eine gewisse Fähigkeit, für die ein eindrucksvoller Beweislauf gegeben werden kann. Bei meiner letzten Anwesenheit in Bethanien zählte ich 33 Gräber. Man sagte mir aber, daß mehrere noch zu sehen seien. Die Gefangenen, die draußen im Gefängnis liegen, sind also mindestens 33 Gräber, für ein Jahr wohl; 60 Proz. aller Gefangenen sind nicht lebend aus diesem Loch des Grauens heraus. Wie es von sich bald nach der Entlassung starben, wie viele Schaden davongetragen haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Das Gouvernement hat nicht die Entschuldigung, daß ihm diese Verhältnisse fremd seien; es ist behalt von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden.

Als ich im Jahre 1899 in einem Besuch an das Gouvernement die gauenhafte Sterblichkeit im Bethanischen Gefängnis erwiderte, wurde ich dringend ersucht, solche Bemerkungen in Eingaben zu unterlassen, mit der leisen Bemerkung, daß in Windhoek in einem halben Jahre von fünfzig Köpfen nur ein Gefangener gestorben sei. Ebenso fruchtlos sind mündliche Vorstellungen. Es kann mir deshalb nicht der Vorwurf gemacht werden, daß ich unnützlich diese häßliche Sache an die große Glocke bringe. Wenn jahrelange Benachrichtigung der vorgesetzten Behörde ergebnislos ist, so bleibt die Öffentlichkeit eben die Instanz, die zu entscheiden hat, ob dieser Frevel eine dauernde Institution werden soll. Wenn in Deutschland in einem Gefängnis eine derartige Sterblichkeit vorkäme, so würde der Gefängnisdirektor wegen fahrlässiger Tötung unter erschwerenden Umständen vor Gericht gezogen werden. Anders hier! Das Gouvernement hielt unsern letzten Diktator trotz der Unsitte im Bande, besonders der Missetaten aufzuheben, trotz der juristischen Sterblichkeit im Gefängnis für einen so vorzüglichen Beamten, daß er zum Adjunkten des Gouverneurs ernannt wurde. Nun komme ich zur Hauptfrage: Diese Auszeichnung für die genannten allerdings gar wunderbaren Leistungen ist eine völlige Frankfurterklärung des hier herrschenden Militärsystems. ... Solch ein Gefängnis vertritt ganz seinen Zweck, denn welcher Farmer könnte es von Ausnahmefällen abgesehen, über sein Gewissen bringen, in solch eine Anstalt diebe einzuliefern? Man ist hier wieder auf Bestrafung auf eigene Faust angewiesen. ... Von jeder Art der Knechtschaft ist die staatliche Sklaverei die denkbar schärfste, weil das Interesse der Aufseher am Wohl der Arbeiter fehlt. Ein Farmer behandelt hier seinen Ochsen besser als die Sträflinge im Bethanischen Gefängnis behandelt werden. Die Sterblichkeit der Ochsen auf dem beständigsten Wege ist nicht annähernd so groß als die Sterblichkeit unter den Gefangenen. ... Stimmen gegen einen Arbeitszwang würden weit seltener laut werden, wenn nicht in praktischen Kolonialkreisen manch nichtgütige Vorkommnisse in der Verwaltung bekannt wären. Man fürchtet, daß der geistliche Arbeitszwang die unbeschränkte Gewalt der Beamten noch erhöht und ihre Reue zur Selbstzerstörung weiter verringert.

Es sei bemerkt noch, daß im gesamten Schutgebiet allerlei Gerüchte über die Todesarten der schwarzen Häftlinge verbreitet seien. Es widerstrebe ihm, diese Gerüchte auch nur andeutungsweise wiederzugeben; es sei ihm unmöglich, den Schmutz, der hier seines Volkes Namen bestude, von Grund auf auszuwählen. Wenn der Name des deutschen Volkes auch von jenem Schmutz gereinigt werden soll, so muß das Dunkel gelichtet werden. Die Regierung wird Auskunft geben müssen! Und die Militärverwaltung der Kolonie allerlei Proben geben hat von — sagen wir großer Kameradschaftlichkeit, so wird der Reichstag besondere Garantien für eine scharfe Untersuchung durch Personen, die in keiner Weise für die südafrikanische Schmach auch nur mittelbar verantwortlich sind, fordern müssen.

Das Gefängnis zu Bethanien ist indes nicht das einzige, das eine eindringende Untersuchung nötig hat. Die koloniale Zeitschrift führt einen Artikel aus, der vor Jahr und Tag bereits in den Hamburger Nachrichten stand. Seine Angaben beziehen sich auf die Ausführung des Richters Dr. Merendy.

der durch seine drastischen Justizurteile gegen Groeneveld neuerdings sich einen Namen gemacht hat. Ueber die Zustände in dem ihm unterstehenden Gefängnis zu Kreetmanshoop wird ähnlich Entschieden gemeldet, wie über die zu Bethanien. In ganz engen Zellen sollen an 30 Gefangene zusammengepfercht worden sein, die schließlich Skeletten mehr ähnlich gesehen hätten als Menschen. In Zellen sei es aber in dem Gefängnis auch sehr sibel zugegangen; die schwarzen Freudenmädchen, die dort eingesperrt waren, seien gegen Entgelt den weißen Gefangenen angeboten worden.

Einmal unglaublich aber klingt die Behauptung, daß zu Kreetmanshoop mehrfach Kinder von vier bis sechs Jahren zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt worden seien. Ein Fall wird besonders angeführt. Ein kleines Mädchen von höchstens fünf Jahren, das von einer fremden Pflanze etwas Milch entwendet haben sollte, ist durch Urteil eines kaiserlichen Richters zu Kreetmanshoop ins Gefängnis geschickt worden! Die Kritik verstimmt vor solcher Ungeheuerlichkeit!

Natürlich fehlt bei alledem auch der Amtsmissbrauch zum persönlichen Nutzen der Herren Beamten der Obrigkeit nicht. Die koloniale Zeitschrift erinnert an einen Artikel, den sie vor etwa einem Jahre veröffentlicht hat. Es wurde darin erzählt, daß Dr. Merendy „seine“ Gefangenen während der Nacht bei einem Sonnabend zum Sonntag, nachdem sie während des Tages schwer gearbeitet hatten, zu Planierungsarbeiten vor seinem Hause verwendet habe. Es habe sich darum gehandelt, einen Ploß für die Militärverwaltung herzurichten, die Herrn Merendy am Sonntag früh ein Morgenständchen habe vorbringen sollen.

Es ist bedauerlich, daß diese vor vielen Monaten schon veröffentlichten Enthüllungen und Anklagen damals von der Tagespresse ganz übersehen worden sind. Aber wenn der Presse, soweit sie nicht absichtlich vertuscht, diese Veröffentlichungen entgangen sind, dem Kolonialamt können sie unmöglich entgangen sein, denn die Akteure werden im eigenen Interesse darauf bedacht gewesen sein, den amtlichen Stellen die Artikel zugänglich zu machen. Was aber ist von denen geschehen? Haben Untersuchungen stattgefunden und was haben sie ergeben? Nichts? So sollte man fast annehmen, da die angeklagten Beamten noch heute in ihrer Stellung sind, die sie so glorreich ausfüllten. Von einer Maßregel gegen die Herren hat auch nichts verlautet. Hat man sie unschuldig befunden? Aber wie wäre es dann zu erklären, daß die Beamten und Personen, die sie in ihrer Ehre angriffen, nicht angeklagt wurden nach gutem alten deutschen Brauch. Unsere Beamenschaft ist doch sonst nicht so. Hier ist ein Dunkel, das aufgehellt werden muß. Wird der Herr Kolonialdirektor der Nordd. Allg. Ztg. noch einmal den Auftrag zum Reden geben oder wird er warten, bis ihm der Reichstag den Mund öffnet?

Südwesafrika, dies Land des Sandes und der Dornen, kostet dem deutschen Volke viel. Viel an Geld und Blut, aber fast noch mehr an Ehre. Man hat sich darüber gewundert, daß der Kronprinz in dieser Kolonie so lange Mitglied der Militärverwaltung sein konnte. Jetzt wird man's nicht mehr tun. ...

Das schlafende Meer.

Roman von Clara Viebig.

„Was blühte, Hollunder und Jasmin, Rosen und Feder-Dee, Heidekraut und Geißblatt, die ganze bunte, lustige, düstere Frühjahrspracht. Aber er sah sie nicht. Die Stirn schmerzgequält, einen müden und zugleich doch erregten Blick von dem Mund, starrte er. Ach, wie tat ihm der Kopf so — eine unerträgliche Schwüle war's heute! Die letzte Nacht schon gestern gelastet — vorgestern auch — er kam immer gelastet und würde weiter lasten — immer, immer! Lorheit, daß er geglaubt, er würde sich freier fühlen, als er jetzt wieder bei der Arbeit! Er war auf seine Heiderzeit — kaum acht Tage hatte er sich Ruhe gegönnt nach dem Urlaub — aber dort ging alles ohne ihn, alles war in Bewegung, der Anspitzer hatte gut disponiert, pünktlich konnte die Arbeit beginnen. Wie ein Atemholen vor einer schweren Leistung lag's jetzt über der Flur, noch war Ruhe — er dachte heute war so schwer zu ertragen, diese Ruhe, die doch so Ruhe war!

Sollte er wieder in die Kreisstadt fahren? Sollte er wieder mit zugekniffenen Augen, Schweiß auf der Stirn, die Stelle am Rud passieren, jene Stelle —

Sollte er wieder bei seinem Freund, dem Landrat, hören: „Gut zu Hause, zu Herrn v. Garszniski gefahren, nach Chwaliborz —?“

Warum kam der Landrat nicht zu ihm? Warum kam überhaupt niemand, kein einziger Mensch? Der Blick des Einsamen, der auf den blanken See hinaus- sah, flamme plötzlich auf: Ja, jetzt wachte er's — sie waren im alle. Seit vorigen Sonntag wachte er's.

Da war er, wie immer, wenn der Diktator aus der Werkstatt einen Gottesdienst für die protestantischen Arbeiter im Längsaal des Prokurators abhielt, mit Gelene —

Wie sie gefahren. Sie hatten auch ihre ältesten Knaben

mitgenommen.

Es hatte fast keiner aus dem bekannten Kreise gefehlt; sie waren als die letzten gekommen — da Latten sich aller Augen auf sie gerichtet.

Nach hießte Dolechal in der kaum verharften Bunde seines Schädels das Blut klopfen und dann einen stehenden Sämerz; was waren das für Blide — neugierige, schadenfrohe, verächtliche Blide! — die ihn und die Seinen trafen! Die Leute brauchten sich gar nicht solche Mühe zu geben, er hatte Feingefühl genug, diese Blide zu verstehen. Gott sei Dank, daß Gelene sie nicht bemerkte! Sie hatte sich durchaus neben Frau Kestner setzen wollen — sah sie es denn nicht, daß diese Frau nicht rüden wollte? — er hatte sie am Arm zurückziehen müssen, ihr zuraunen: „nicht dahin, nicht dahin!“

Auf der letzten Bank hatten sie Platz nehmen müssen. Merkte Gelene denn nicht, daß niemand neben ihnen sitzen wollte? Gott sei Dank, sie bemerkte es nicht! Sie war ganz unbesorgt — aber er, er hatte alles bemerkt! Nur zu gut! Drehten nicht alle den Kopf weg, um seinen Gruß zu vermeiden? Jog es ihnen nicht in seiner Nähe plötzlich so schwarz, daß sie den Blick wechseln mußten? Bah, das blickende Jugluft durch die Lüden der umdicht gefügten Bretterwände, das war's nicht gewesen, das sie vertreiben! Ihn hatten sie meiden wollen, ihn hatten sie schneiden wollen!

Ein Argwohn hatte in Dolechals Seele Wurzel gefaßt, ein Mißtrauen, das sich nicht mehr herausreißen ließ. Ja, alle mußten es, daß man ihn geschlagen hatte am Weg, ihn getreten und ihm ins Gesicht gespielt! Sie erzählten sich's, daß er Prügel bekommen hatte, Prügel, wie ein Schuljunge, dem man die Hosen stramm zieht, weil er noch keine Ehre zu verlieren hat. Er aber hatte seine Ehre verloren.

Er hatte sich jetzt zu schämen vor jedes Menschen Auge — nein, Gott sei Dank, es war gut, daß keiner zu Besuch kam, er hätte sich sonst verkleinen lassen müssen! Er mochte niemand sehen, konnte niemand sehen, durfte niemand sehen! Selbst Gelene's helles und doch so tiefes Auge war ihm eine Qual. Es stieß ihn aus ihrer Nähe fort.

Und doch fühlte er, wie er sie liebte, heißer denn je. Sie liebte, die ihm nur Gutes getan, ebenso heiß wie das Land, das ihm nur Bittres getan. Sie waren beide für ihn eins —

er hatte ihnen beiden Leib und Seele gegeben. Aber war er der Mann, sie beide zu beglücken? Nein, er war es nicht! Würde es nicht besser, er wäre nicht mehr da? Bieleicht, daß sie dann, ohne ihn, beide glücklich wurden! Wenn die Knaben erst groß waren — Jünglinge, Männer —, dann würden die aufstehen und preisen sie selig. Gelene, die treue Mutter, würde wieder jung sein mit ihnen und glücklich, und das Land, das weite, im Schmutz seiner Aehren, würde auch jung werden und glücklich!

Diese Hoffnung war die einzige, an die er sich hielt — kein einziger Gedanke. Er konnte nichts anderes mehr hoffen.

„Wein lieber Mann,“ sagte Gelene, als sie zu ihm ins Zimmer trat und legte den Kopf des Zusammenstehenden an ihre Brust. „An was dachtest du eben wieder?“

„An dich, an dich, ich denke immer an dich!“

„Und an unsere Kinder!“ Sie lächelte ihn freudig an.

„Ja, an die auch!“ Mit einem tiefen Atemzug kam es aus seiner Brust, wie Befreiung, wie Erlösung; aber er lächelte doch nicht.

Sie sah's mit Angst, wie finster er war. „Wollen wir nicht ein bißchen spazieren gehen oder fahren, Ganns-Martin? Ich habe noch nicht deinen Weizen an der Grenze gesehen!“

„Nein, dorthin nicht, nicht dorthin!“ Wie kam sie darauf? Wachte sie etwas? Warum gerade dorthin, an die Bryzborowoer Grenze? Er fuhr auf und streckte abwehrend die Hand ins Leere, als sei da etwas Schreckliches: „Am Rud — was willst du da? Nein, dorthin nicht! Ich will auch nicht so in die Nähe von Bryzborowo. Hast du nicht gemerkt, wie sie letzten Sonntag grühten, so freil, zurückhaltend, fast betäubend? Ja, verächtlich!“

Sie hatte etwas erwidern wollen, er schnitt ihr das Wort ab. Er stampfte mit dem Fuß: „Verächtlich! Es ist so!“

„Ich habe das nicht bemerkt, Ganns-Martin!“

„Wenn du's nicht bemerkt hast, wohl dir!“ Seine Stimme nahm jetzt einen weichen Ton an, statt des herben, klanglosen: „Meine geliebte Frau!“

„Jart, fast ich nahm er ihre Hand und legte sie sich auf den heißen Kopf. „Loh sie da liegen, sie ist so angenehm kühl! Kühl wie die Erde!“

Referate
werden bis 6 Uhr abends
über ihren Namen mit 20 Pf. an
die Redaktion zu versenden
Korrekturen bis zum 1. d. M.
Anzeigenpreise 10 Pf. pro
Zeile bis 12 Uhr. Nach 12 Uhr
15 Pf. in der Expedition abzugeben
und für im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Swingerstraße 22, post.
Redaktion: von Montag 8 Uhr
abends 7 Uhr.
Konten: Kant 1, Nr. 1706.
Wochensatz 10 Pf. mit Zustellung des
Sonntags und Feiertags.